№ 39. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Neujahr 5647.

(Sonett.)

Das alte Jahr hat seinen Lauf beschlossen,
Es rollt dahin, wo auch die früheren sind —
Wo sind die früheren, ach? . . . die Thräne rinnt,
Und Wehmuth hat sich mir ins Herz ergossen.

Das neue Jahr, es kommt herangeflossen,
Das alte stirbt, das neue gleich beginnt, — —
O jähe Flucht! Die Spindel saust, es spinnt
Die Ewigkeit die Fäden unverdrossen. —

Du thöricht Herz! fällt Dir so schwer das Scheiden?
Was hast Du denn dem alten Jahr zu danken?
Es brachte Dir nur Wunden und Beschwerden.

O möchte Dir zum neuen Jahr nur werden
Das neue Jahr! Es stürze alle Schranken,
Und reife endlich deine hohen Freuden!

Dr. J. Goldschmidt-Weilburg.

Der Jugendfreund.

Novelle aus dem jüdischen Leben von Lehrer Max Cohn.

(Nachdruck verboten).

1. Kapitel.

Es war an einen Freitag Abend des reichbewegten Jahres 1848. In einem kleinen Städtchen am Rhein, wohin die Wogen einer möglichen Revolution noch nicht gedrungen waren, wohnte der greise Kantor der kleinen Gemeinde, Abraham Walter.

Der Abendgottesdienst war bereits beendet, als der Nestor der Gemeinde noch immer vor einem stattlichen Bau auf und ab ging. Endlich schien ihm das Gehen auch lästig zu werden, denn bald lenkte er seine Schritte einem kleinen Häuslein zu, aus welchem ein Lichterglanz die Straße auffällig beleuchtete. Es war sein Heim. Hastig ging er hinein, doch welch tiefer Frieden herrschte hier, ein Frieden, der dem jüdischen Freitag Abend so eigen ist. Aber da drinnen war es unheimlich still, denn schon viele Jahre waren vergangen, seit dem biederen Manne seine treue Lebensgefährtin entrissen wurde, und nur die alte Hausmagd — Beile war ihr Name — war es, die alles was zum Haushalt gehört, in Ordnung hielt. Nur ihr allein, der Zeugin seines häuslichen Glückes und Leides, galt der „Gut Schabbes!" mit dem der Cantor nunmehr in's Zimmer trat. Dann war es wieder still geworden, und nachdenklich stützte der Alte sein greises Haupt in die Rechte. — Dachte er vielleicht an die besseren Tage, die er im Hause seiner wohlbegüterten Eltern verlebte, bis ein schwerer Schicksalsschlag alles raubte und ihn zwang, seine bereits eingeschlagene Carriere aufzugeben? Oder dachte er an sein trautes Weib, das ihn in früheren Zeiten am Freitag Abend begrüßte? — Längere Zeit saß er so nachdenklich da. Endlich ermannte er sich aus seinem traumhaften Zustande, und als ob er all die trüben Gedanken längst verrauschter Zeiten verscheuchen wollte, strich er mit der Hand über die Augen, jedoch selbst der aufmerksamen Beile entging es, daß es eine Thräne war, die der Greis von dem bekümmerten Antlitze entfernte. „Bo schabbos, booh menochs" „kommt der Sabbath, zieht Ruhe ein" — murmelte er leise, Ruhe auch für den Geist, der am Schabbes kaudesch trübselige Gedanken nicht hegen darf.

„Wißt Ihr, Beile, wandte er sich plötzlich an die alte Haushälterin, es gefällt mir garnicht, daß Josef immer und immer wieder bei Sterns ist. Heute war er auch nicht einmal in Schul, und ich habe vergebens auf ihn gewartet. Ich wünschte, er bliebe lieber bei seines Gleichen; denn das vornehme Leben paßt eben nicht für unseren Stand und läßt fürs Leben nur schmerzliche Erinnerungen zurück; ich aber will es verhüten, daß er solche mit auf den Lebensweg nimmt. So lange er jung ist, geht es, später wird er doch nur wenig dort geachtet. Und" — der Kantor wollte noch weiter sprechen, da trat Josef ein. Er war ein hübscher Knabe im Alter von zwölf Jahren. Schnell lief er zum Vater, küßte ihm die Hand, und indem er den üblichen Schabbes-Gruß an den Anfang seiner Worte setzte, sprach er zum Cantor: „Lieber guter Vater, sei mir schon nicht böse, daß ich so lange heute blieb, aber Erna hatte mich gebeten, ihr doch bei den Schularbeiten behülflich zu sein. Auch Sterns wollten mich nicht fortlassen, und als ich bemerkte, daß doch heute Freitag Abend ist, und ich in den Tempel muß, da lachte Erna nnd meinte, es wäre doch nicht schlimm, wenn ich auch einmal beim Gottesdienst fehle. Aber ich will es gewiß nicht wieder thun, und mich verspäten", — setzte er hinzu und Thränen traten ihm in die Augen. „Nun, nun, beruhigte ihn der Vater, wenn Du mir versprichst nicht wieder Dich am Freitag Abend zu verspäten, so ist es weiter nicht schlimm". Jetzt laß uns aber den lieben Schabbes begrüßen! und gar bald vernahm das lauschende Ohr den schönen Scholaum-Gesang. Hell tönte zwischen des Alten Stimme die kindliche Josephs hervor, und gar seltsam mischte sich in diesen Gesang die Stimme der alten Beile. Und wieder tönte Gesang aus dem Cantorenhause. Diesmal war es der greise Vater, der dem lauschenden Kinde die herrlichen Weisen des Semiroth vortrug. Welch' Innigkeit sprachen diese Worte! Ja sie kamen aus dem tiefsten Herzen, wo Freud und Leid, Lust und Schmerz zum Ausdrucke kommt.

Dann war es wieder still geworden, und der Freitag Abend war feierlich beschlossen. Bald ruhte alles im Cantorenhause, nur der Cantor selbst nicht; denn gar mancherlei Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Düster brannte die Oellampe, die immer am Freitag Abend das Zimmer erleuchtete, ein Abbild der Ner tomid.*) Sie erinnerte den Greis

*) Die „ewige Lampe", die in den Synagogen beständig brennt.

an seine Vergangenheit, wo er in der Blüthe seiner Kraft stand, sie mahnte ihn an einen Ort, wo eine treue Person ruhte. — Und wie das Oel sichtlich abnahm, so schwanden auch die wenigen Tage seiner Pilgerfahrt, bis er auch ruhte, dort, wo kein Leid mehr herrscht. —

„Warte nur, warte nur, bald ruhest du auch!" flüsterte er. — Von diesen trüben Gedanken befreite ihn endlich ein süßer Schlummer, der seinen aufgeregten Geist beruhigte.

2. Kapitel.

Der Schabbes war hingegangen, und in dem Kantorenhause war es noch stiller, als am Schabbes selbst. Joseph besuchte das Gymnasium des kleinen Ortes und machte auf dieser Anstalt durch seinen regen Geist wie seinen unermüdlichen Fleiß recht erfreuliche Fortschritte. Bald war das Semester beendet, und der kommende Herbst sollte ihn auch in eine höhere Klasse bringen. Ihn brauchte der alte Vater, dessen einzige Hoffnung sein Sohn Joseph war, nicht erst aufzumuntern; ebensowenig spornten ihn die kleinen Geschenke an, die der Banquier Stern ihm stets zur Versetzung gab. Er wußte, daß es nicht die Versetzung war, die ihm diese Benefizien von Seiten des reichen Nachbars zuwandte, sondern daß dieselben nur Entschädigung dafür waren, daß er Karl, dem einzigen Sohne des Banquiers gar oft zur „Notversetzung" verhalf. Karl Stern, unserem Joseph an zwei Jahren voraus, hatte schon jetzt jenen aristokratischen Dünkel, der da glaubt, daß Geld allein zu allem verhelfen kann, auch zu einer etwaigen Versetzung. Gar oft wenn Joseph fleißig bei der Arbeit war, sagte Karl zu diesem: „Mein Vater ist ja reich und ich werde auch Banquier. Dann brauche ich mich für die langweiligen Philister nicht zu quälen. Was hilft auch alles Lernen, wenn man kein Geld hat". Gar oft mußte Joseph hören: „Weißt du Joseph, wenn Du mir das Exercitium machst, dann darfst Du auch auf meinem Velociped fahren". Joseph reizte das alles nicht. Aber eine Person war es, der zu Liebe er alles gethan hätte; denn Erna Stern hatte den Cantorensohn wirklich gern und war auch in ihrem Wesen das Gegentheil ihres Bruders. Daher kam es auch, daß Joseph so oft und so gern bei Sterns war. Noch hinderte nicht der Cantor die Besuche bei Sterns. Glückliche Kindheit! Du ahnst noch nicht, was in der Welt vorgeht, Dir strahlt alles noch gülden entgegen!

Joseph arbeitete rüstig seiner Versetzung entgegen und fand nebenbei noch Muße genug, um bei seinem Vater auch Kenntnisse des Hebräischen sich anzueignen. Mit derselben Aufmerksamkeit widmete er sich dem Hebräischen wie jeder anderen Disziplin, und gar oft trieb ihn sein reger Geist zu Fragen, welche seinen Vater in Erstaunen versetzten. Einstmals übersetzte er die Pirke Aboth. Als er der Stelle begegnete: „Dränge Dich nicht nach der Tafel der Großen", da fragte er seinen Vater: „Sag' mir doch, lieber Vater, gehören Sterns auch zu den Großen?" „Ja", sagte der Vater; denn hier sind mit „den Großen" die Reichen gemeint. Diese Stelle mahnt uns also, stets bei unserem Stande zu bleiben und uns nicht an die Reichen zu drängen, denn die Reichen sehen uns nur so lange gern, als sie uns ausnützen können, sonst meiden sie uns, weil sie es unter ihrer Würde halten, mit uns Geringeren umzugehen". „So darf ich nicht mehr zu Sterns gehen, lieber Vater?" „Doch, doch", entgegnete ihm der Gefragte. „Vor allem aber strebe darnach, Kenntnisse zu erreichen, denn Kenntnisse zieren mehr als Gold, und wenn Du durch eigenen Fleiß Dein Wissen bereichert hast, dann zählst Du auch einmal zu den wahrhaft Großen, zu denen, die gelehrt sind, und diesen sollen wir uns bestreben nachzueifern, damit wir würdig sind, uns an ihrer Seite zu zeigen". „Ich will mich bemühen, lieber Vater, Dir stets Freude zu bereiten", versicherte Joseph, „damit ich auch mit den Großen mich zeigen kann. Dann werden sie mich gewiß nicht verachten".

„Amen!" sagte der Greis und legte wie segnend seine welke Rechte auf das blühende Haupt seines geliebten Kindes. „Möge Gott Dich", fuhr er fort, „in Deinen guten Vorsätzen stets stärken und Dich im Leben vor jedem Schaden bewahren".

Joseph fühlte wohl kaum die inhaltsreichen Worte seines Vaters, doch Thränen traten ihm in die Augen, als er den Segen seines alten Vaters empfing. So war die hebräische Conversation würdig und feierlich beendet und Joseph war wieder zu Sterns gegangen, denn sein Vater hatte es ihm ja nicht verboten. —

Während dieser Zeit studierte der alte Cantor in einem dicken Folianten und ergötzte sich an den Erzeugnissen seiner Ahnen, die ihm stets neue Kräfte verliehen, wenn er, vom Schicksal schwer heimgesucht, am Rande der Verzweiflung stand.

3. Kapitel.

Der Herbst war heran gekommen und mit ihm die Versetzungszeit. Vor dem Gymnasium des Städtleins konnte man die verschiedensten Physiognomien beobachten. Hier eilten einige, die Fortuna begünstigt hatte, freudestrahlend mit dem offenen Zeugniß heim, als wollten sie der ganzen Welt ihr Glück ausposaunen. Dort wieder gingen andere langsam und traurig einher. Sie ahnten wohl, was ihnen bevorstand, und wußten nur zu gut, daß sie noch schnell genug heimkamen. Ganz zuletzt kamen noch zwei Schüler. Wir erkennen in ihnen Joseph und Karl. Aber was ist denn vorgefallen? Beide gehen schweigend nebeneinander! Sollten sie auch nicht versetzt sein, der fleißige Joseph nicht in eine höhere Stufe gerückt sein? Beruhige Dich, alter Vater, der Du Deines würdigen Sohnes harrest. Er ist, obwohl der Letzte, der nach Hause eilt, doch als Erster glänzend versetzt worden. Sieh', das schöne Werk unter seinem Arm kann Dir, als Prämie, Zeugniß davon geben, mit welchen Ehren er versetzt ist, und wie alle Lehrer über ihn denken und urtheilen. Er ist nur so mißgestimmt, weil es ihm trotz aller Bemühungen nicht gelungen war, Karl Stern auch versetzt zu sehen. Doch diesem scheint dies etwas weniger nahe zu gehen; denn als Joseph ihn über diesen, wie es ihm, den Braven, scheint, so untröstlichen Fall trösten will, erwiderte ihm Karl lachend: „Nun so bleibe ich noch ein Jahr in der Klasse. Ich werde ja doch kein Gelehrter und um Banquier zu werden brauche ich ja nur Geschäftskenntnisse. Mich ärgert es bloß daß Erna wieder auf Dich hinweisen und Dich als Muster für mich hinstellen wird, denn sie ist Dir mehr gewogen als mir. Weißt Du was, komm in diesen Tagen garnicht zu uns, damit Erna nicht Dein Zeugniß lesen kann; dann ist bald alles wieder vergessen?" „Ja". sagte Joseph, „wenn ich Dir damit einen Gefallen thun kann, so will ich nicht mehr kommen".

So gingen sie heim. Freudestrahlend zeigte Joseph seinem Vater die Versetzungscensur und das Prämienbuch. Doch der Alte, obwohl innerlich aufjubelnd, lobte ihn nicht, sondern sagte nur: „Fahre so fort, mein Sohn, dann wird noch alles gut gehen". Nur die alte Beile hatte Joseph heute eine Freude bereitet, und ihm ein Buch, das er schon lange sich gewünscht hatte, geschenkt. Mögen die Owauswausseinu (Urväter) und Deine gute lichtige Mutter bei Gott für Dich bitten und Dich die Malochim (gute Engel) beschirmen" sagte sie und dabei küßte sie ihn auf die Augen und auf die Stirne. Zum ersten Male in seinem Leben hörte er heute etwas von seiner Mutter, die er noch nie gekannt hatte, denn sein Leben war ihr Tod gewesen. Nie hatte der Vater etwas von ihr gesprochen. Wo war sie geblieben! Warum kam sie nicht und nahm Theil an dem Glück ihres Kindes!" — „Wo ist denn meine Mutter?" fragte Joseph innerlich bewegt. „Deine liebe gute Mutter ist bei den guten Malochim und betet immer für ihr Kind, damit sie es beschützen", gab Beile ausweichend zur Antwort. Josef gab sich damit zufrieden. Er wußte nun, daß er

keine Mutter mehr hatte, und da er sie nie gekannt hatte, so konnte er noch nicht das Gefühl der Sehnsucht nach ihr haben, das sonst ein kindliches Gemüth für seine Mutter hegt. Ihm war sein Vater sein alles. Für ihn lebte er, und dieser für ihn nur, so mußten sie sich gegenseitig auch ergänzen.

Sehen wir nun, was bei Sterns während dieser Zeit vorging. Der alte Stern war zu sehr Geschäftsmann, als daß er zu großes Interesse für das Studium hegen konnte und wollte. „Ist Karl nicht versetzt", sagte er, „so ist es weiter nicht schlimm". Mit diesen Gedanken beruhigte er auch seinen Sohn, der sich garnicht zu trösten schien. — Auch Karl hatte keine Mutter. In demselben Jahre in welchem dem Kantor die Gattin starb, starb auch Frau Stern, und so blieben Karl und Erna einer Erzieherin überlassen. Aber Erna war ein kluges Kind und verrieth schon frühzeitig den häuslichen Sinn. Obwohl unter denselben glänzenden Verhältnissen wie Karl aufgewachsen, äußerte sie doch Bescheidenheit, und war gut und zutraulich zu jedem. Was Wunder daß ihr Josef ein besserer Spielgefährte war, als ihr Bruder, der sie fast garnicht beachtete. Heute war es ein Triumph für sie, daß Karl nicht versetzt wurde, obgleich er immer prahlerisch von seiner Versetzung gesprochen hatte. Und mit einem gewissen kindlichen Stolze blickte sie auf den Cantorensohn, der trotz seiner Jugend schon weiter war als ihr Bruder. In ihrem kindlichen Glücke sagte sie sich oft: „Wenn Josef ein Gelehrter wird und ich erst groß bin, dann verheirathen wir uns und ich werde mich so sehr freuen, einen solchen gelehrten Mann zu haben". Auch Josef gegenüber äußerte sie scherzend gar oft diesen Gedanken. Wie gerne sehen sich überhaupt die Kleinen nicht schon erwachsen, und wie gern ahmen sie in ihren Spielen den Großen nicht nach! Josef sagte aber dann zu Erna: „Weißt Du liebe Erna, daß ich bloß der Sohn des armen Cantors bin? Ich gehöre garnicht in Eure feine Familie". —

(Fortsetzung folgt).

Bankier und Schuster.

Eine Erzählung aus dem holländischen Familien-Leben.

Von Alphonse Levy.

(Schluß.)

Seit jener Nacht sind zwei Jahre vergangen. Auf dem Bahnhofe, wo der Zug nach Arnheim in wenigen Minuten abdampfen soll, steht der Bankier Moritz Cohn und verabschiedet sich von seinem ersten Prokuristen. Der Börsenfürst ist sehr verändert und scheint schwer leidend.

„Ich ließe Sie, van Renseleer, ganz gern nach Arnheim fahren, denn die Gicht plagt mich heute wieder fürchterlich. Ich bin aber im voraus überzeugt, daß bei der Generalversammlung Paul Da Costa die Vorschläge unseres Konsortiums bekämpfen und unsere Absichten zu durchkreuzen suchen wird. Da muß ich, so schwer es mir wird, unsere Interessen selbst wahrnehmen. Der Teufel soll Smitt, Allinson und Kompagnie holen, daß sie diesen Portugiesischen Schusterjungen zum Sozius gemacht haben! Er hat etwas bei mir gelernt, das ist wahr; wollte Gott, mein Julius wäre wie er, statt in Paris sich geistig und körperlich zu ruiniren. Daran ist wieder die verwünschte Schusterfamilie schuld, die dem Jungen das Leben in Amsterdam vollständig verleidete!"

Kopfschüttelnd steigt Moritz Cohn in den Waggon erster Klasse und der Zug fährt ab.

In Arnheim hilft sein Diener ihm bei dem Aussteigen, als Paul Da Costa bleich und finster vorübergeht, aber, seinen ehemaligen Prinzipal erkennend, artig grüßend den Hut lüftet.

Wie Moritz Cohn den Verhaßten sieht, taumelt er plötzlich, und ehe es der Diener verhindern kann, stürzt er auf die granitenen Platten des Perrons und wird wenige Minuten später blutend und bewußtlos in ein Gastzimmer des Bahnhofes getragen. Die ersten, die sich mit dem Verunglückten beschäftigten, sind Paul Da Costa und sein Schwager, der Prediger Meyers. Der herbeigerufene Arzt findet den Fall höchst bedenklich und einen weiten Transport für gefahrbringend. Den Vorschlag des Predigers, den Patienten in sein nahes Haus schaffen und dort verpflegen zu lassen, erklärt er als überaus günstig. Bald ruht Moritz Cohn im Hause Joseph Meyer's, wo ihm Esther's sorgsame Hand alle mögliche Pflege angedeihen läßt. Paul Da Costa telegraphirt den Vorfall nach Paris an Julius Cohn und an Fernando Mendez, der inzwischen Anna Cohn geheirathet hat, und ängstlich erwartet man das Eintreffen eines Familiengliedes, um der schwersten Verantwortung überhoben zu sein.

Von Zeit zu Zeit kehrt das Bewußtsein des Bankiers zurück; dann fragt er ängstlich, ob nicht sein Sohn und seine Tochter bald kommen würden.

Endlich langt Antwort aus Paris an, doch ist sie derart, daß man sie dem Patienten gar nicht mittheilen kann. Der Sohn ist durch eine Einladung zur Fuchsjagd verhindert, nach Holland zu reisen; die Tochter will der zärtlich besorgte Gatte nicht einer Aufregung aussetzen, die ihren Nerven verderblich werden könnte; der Schwiegersohn kann der Ultimo-Regulirung wegen Paris nicht verlassen. Mendez telegraphirt, er wisse seinen Schwiegervater in den besten Händen, werde jede Auslage vergüten und, wenn er erfahre, daß der Zustand wirklich besorgnißerregend sei, selbst nach Arnheim kommen. Joseph Meyer verlangt von dem behandelnden Arzte offene Auskunft über den Zustand des Kranken; dieselbe lautet trostlos. Die Verletzungen, die Gehirnerschütterung und der Blutverlust würden keine Lebensgefahr in sich schließen, aber durch den jähen Fall ist ein altes Bruchleiden verschlimmert worden und eine Einklemmung wahrscheinlich. Für eine Operation besitzt aber der Patient nicht mehr Kraft genug; der Zustand ist also hoffnungslos.

Der Bankier erkennt seinen Zustand, und in einem Momente, wo die Schmerzen etwas nachlassen, verlangt er den Prediger zu sprechen und erfährt bald, warum seine Kinder ihm in solcher schweren Zeit fernbleiben.

„Es sind meine Kinder!" sagte er. „Es thut nichts; sie sind verständig und denken erst an sich. Aber es ist doch hart! Sagen Sie, Herr Prediger, was macht Ihr Schwiegervater, Da Costa? Lebt er noch? Er ist wohl sehr glücklich?"

„Ja und nein, Herr Cohn; er ist alt und schwach geworden. Paul's ehrenvolle Stellung macht ihm Freude, weil sie die ganze Famlie gegen Nahrungssorgen schützt; aber er grämt sich, daß sein Lieblingssohn niemals ein heiteres Gesicht macht, sich wahrscheinlich niemals verheirathen wird und offenbar Ihre Tochter nicht vergessen kann."

„Das thut mir leid; grüßen Sie Ihren Schwiegervater; er soll mir verzeihen. Sie sehen ja, ich büße schwer!"

Mit diesen Worten dreht sich Moritz Cohn der Wand zu und bleibt von da an theilnahmlos. Am Abend desselben Tages hatte er ausgelitten.

Am andern Morgen trifft Fernando Mendez in Arnheim ein und ordnet alles Geschäftliche, ohne die geringste Rührung zu zeigen und ohne sie zu empfinden.

Die irdische Hülle seine Schwiegervaters will er gar nicht sehen, — wozu sich aufregen? Seine kühle, gefühllose Art verletzt die Familie, welche ihren Feind so treu bis zur letzten Stunde gepflegt hat, auf das tiefste. Vor der Beerdigung trifft noch der alte Da Costa in Arnheim ein; er hat längst den Hochmuth des Bankiers vergessen und widmet seinem traurigen Ende aufrichtiges Mitgefühl. Er fährt mit Mendez, seinem Sohne Paul und seinem Schwiegersohne, Meyers, nach Amsterdam zurück, wo Moritz Cohn so prächtig begraben wird, wie dies die enggezogenen Grenzen des jüdischen Ritus gestatten. Der Geistliche hält an dem Grabe eine überschwengliche Standrede, weil Moritz Cohn viele milde Stiftungen mit reichen Legaten bedacht hat, und was er

sagt, rührt den alten, weichherzigen Schuhmacher Da Costa zu Thränen. Der Brave hat vollständig den Hochmuth und die Kaltherzigkeit des Verstorbenen vergessen. Auf dem Heimwege aber erinnern ihn Paul und Meyers daran und geben ihm zu bedenken, daß die Welt an Moritz Cohn eigentlich nur wenig verloren habe. Weil ihn das erbittert, hält ihm sein Schwiegersohn, der Prediger Meyers, auch eine Standrede, die aber ganz anders lautet, als diejenige, die sie vor einer Stunde auf dem Kirchhofe gehört haben. Er setzt darin auseinander, wie die Kaltherzigkeit, der Gelddurst, der Hochmuth so vieler reicher Juden unsägliches Elend über tausende von armen, betriebsamen Glaubensgenossen häuft, die der Neid und Haß der Andersgläubigen schuldlos trifft, und diese Rede, welche den Vater und den Sohn Da Costa wahrhaft überzeugt, gipfelt in dem Ausspruche des großen deutschen Dichters und Menschenfreundes Lessing:

„Der reiche Jude war mir nie der bessere Jude!"

Allerlei für den Familientisch.

Charles Fox und seine Gläubiger.

Charles Fox hatte von verschiedenen Juden große Summen Geldes entlehnt und vertröstete sie mit der Rückzahlung auf den Tod seines als enorm reich bekannten unverheiratheten Onkels, dessen nächster Anerbe er war. Dieser Onkel verheirathete sich aber und wurde Vater eines Sohnes. Bei der Geburt desselben sagte Fox: „Dieses Knäblein ist der Messias, der zur Welt kam zum Verderben der Juden."

M. W.

Aus dem Spruchschatz des Talmud.

Poetisch übertragen von Max Weinberg.

Wenn der Weise schweigt, wirst du nicht erkennen,
Ob er weise oder thöricht sei zu nennen,
Wie man Zimmt für Holz nur halten kann —
Eh' er Duft durch Brand entfalten kann.
So thut auch Manches Rede dir erst dar,
Ob klug oder verstandesleer er war.

* * *

Schlicht Gewand
Macht Keinem Schand.

* *

Dem wahrhaft großen Mann wird nie ein Denkmal fehlen,
Denn seine Thaten sind's, die Dir von ihm erzählen.

* * *

Wer sich des Wein's enthalten will,
Steh' nicht bei einem Weinberg still.

* * *

Wahr' Manchem Deines Hauses Thür,
Nicht Jeder dienet ihm zur Zier.

* * *

Das Leben gleicht dem Hochzeitsschmaus,
Kaum setzt man sich, da ist's schon aus.

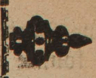
Verzage nicht!

Verzage nicht, wenn Du von Schicksalsschlägen
Matt sinken lässest Geist und Herz!
Ein Jeder geht auf rauhen Wegen;
Blick also muthig himmelwärts!
Ein Jeder glaubt, die schwersten Lasten
Zu tragen in dem ird'schen Sein;
Ein Müh'n, ein Kämpfen, ohne Rasten —
Verzage nicht! — bist nicht allein.

B. Sp.



Räthsel-Aufgaben.



I. Deutsches Silben-Räthsel.

Aus folgenden 17 Silben sind 7 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Fasttag und den Monat, in den der Fasttag fällt, ergeben:

Die Silben lauten:

a, a, cus, da, e, ge, i, jar, le, li, mas, mech, ne, rac, ret, schi, za.

Die Worte bezeichnen:

1. Einen See in Palästina.
2. Einen Propheten.
3. Eine Stadt in Syrien.
4. Ein Getränk.
5. Einen bibl. Eigennamen.
6. Einen jüd. Monatsnamen.
7. Einen Talmudredacteur.

L.

II. Deutsches Logogryph.

Von J. Herzberg, Inowrazlaw.

Nimm aus dem heiligen Gegenstand,
— Am Rosch haschono sehr gekannt —
Den Wehlaut mit geschickter Hand,
Und dazu wende
Auch sein Ende,
Gleich wird Dir eine Stadt genannt
In unserm deutschen Vaterland.

III. Hebräisches Logogryph.

Von J. Herzberg, Inowrazlaw.

So Du wirst einander binden
Zwei Thiere, beide nah verwandt,
Wirst etwas Heiliges Du finden,
Das man am Neujahr nimmt zur Hand.
Doch mußt Du vor'm Zusammenbinden,
Dem einen Thier den Schweif entwinden.

IV. Hebräisches Wort-Räthsel.

Von C. in R.

Kürzer ist's, je länger,
Länger wird's, je enger;
Mit dem Kopfe schwindet's bald,
Ohne ihn hat's längern Halt.

Auflösung der Räthsel in Nr. 39.

I. Vischnu
Jerobeam
Eglon
Loewe
Gnu
Leonore
Ungarn
Eli
Clytemnestra
Korach
Zinnober

Viel Glück zum neuen Jahr!

II. Rigi
Assa
Uhu;
Sem
Cusch
Hanna
Hans
Ai
Sisak
Como
Hagar
Obadja
Neu
Oregon

Rausch-haschono. Jaum-hasikoraun.

III. Treue, Reue.

VI. תָּקַע (Genesis 31,25, er schlug sein Zelt auf.)
„ (I. Samuel 13,3, er hat geblasen.)

V. שְׁבָרִים (die mittleren Schofartöne) שְׁוָרִים (Ochsen)

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.